

**Horst W. Opaschowski**

## **Was ist Wohlstand im 21. Jahrhundert?**

Vortrag im Rahmen der Konferenz  
**„Besser statt mehr. Wohlstand im 21. Jahrhundert“**  
des Denkwerks Zukunft - Stiftung kulturelle Erneuerung  
am 30. November 2009 in Berlin

**Prof. Dr. Horst W. Opaschowski, Wissenschaftlicher Leiter der STIFTUNG FÜR ZUKUNFTSFRAGEN, Hamburg, [www.horst.opaschowski.de](http://www.horst.opaschowski.de)**

In der ganzen Welt soll es – sieht man einmal von Ameisen, Bienen und Termiten ab – kaum ein anderes Lebewesen geben, das sich wie der Mensch die Hortung und den Besitz von Gütern zur Lebensaufgabe gemacht hat und sich verzweifelt an erworbene Güter klammert. Doch der **Automatismus – mehr Wachstum gleich mehr Wohlstandsgüter gleich mehr Lebensglück** – funktioniert nicht mehr. Der naive Glaube, alles könne permanent gesteigert und eine Niveauebene höher gefahren werden, ist infrage gestellt. In Wirtschaft und Politik setzt sich eher die Erkenntnis durch: Der Fahrstuhl-Effekt, wonach wir stetig nach oben fahren in eine Welt, in der es uns immer besser geht, wird vom Paternoster-Prinzip abgelöst: Einige fahren nach oben, andere nach unten – und müssen auf halber Strecke oder gar unten aussteigen.

Noch in George Orwells 1948 geschriebenem Zukunftsroman „1984“ verkündete das sogenannte **Ministerium für Überfülle** den Menschen „herrliche Neuigkeiten“ und ein „neues glückliches Leben.“ Und das hieß konkret: Mehr Textilien, mehr Häuser, mehr Möbel, mehr Kochtöpfe, mehr Brennstoff, mehr Schiffe, mehr Helikopter ... Das energieintensive Konsumgebaren war kaum noch zu steigern. Die George Orwellsche Vision von Überfülle und Immer-Mehr fand in der westlichen Welt im Traum vom Überfluss ihre vermeintliche Erfüllung. Die westlichen Konsumgesellschaften lebten jahrzehntelang in der Vorstellung, das **Zeitalter des Wohlstands** sei angebrochen und es ginge lediglich noch um die Frage, was wir in Zukunft alles noch haben wollten.

Der amerikanische Soziologe David Riesman stellte erstmals in den fünfziger Jahren die selbstkritische Frage: „Wohlstand – wofür?“ (Riesman 1957/1973). Die Vorstellungen von Wohlstand und Wohlfahrt müssten geändert werden. Riesman prognostizierte seinerzeit, dass die Menschen **über neue Werte und neue Sinnhalte nachdenken** müssten, wie sie das schon immer in Krisenzeiten getan hätten. Dann würden sie Werte wiederentdecken und sich an **grundlegende kulturelle Imperative** erinnern, die sie zuvor leichtfertig verdrängt hätten.

Jetzt ist es offensichtlich so weit. Nicht nur wegen der Finanz- und Wirtschaftskrise hat sich unser Wohlstandsdenken verändert. Der Traum oder Alptraum vom Orwell'schen Ministerium für Überfülle bis hin zur Überfluss- und Überdrussgesellschaft hat sich nicht erfüllt. Jetzt heißt es Abschied zu nehmen von der Euphorie für das grenzen- und bedenkenlose Geldausgeben. Die Erkenntnis setzt sich durch: **Die fetten Jahre sind vorbei: Das Schlaraffenland ist abgebrannt.**

Machen wir uns nichts vor: Wenn derzeit Wirtschaftsforscher (wie z.B. der Sachverständigenrat im November 2009) für die nächsten Jahre eine dramatisch ansteigende Staatsverschuldung als größtes Wachstumshindernis einschätzen und von der Politik **bis zum Jahr 2016** einen Abschied von „Tagträumereien“ fordern, dann stehen uns harte Zeiten bevor, wenn wir nicht weiter die Lasten auf spätere Generationen verschieben und **die Zukunft aufs Spiel setzen** wollen. Die Weltwirtschaft muss sich auf den schwersten Einbruch der Nachkriegszeit einstellen und mit einem steinigen Weg aus der Krise rechnen.

Es ist absehbar: Bald werden die meisten Beschäftigten weltweit **keine Vollzeitstelle mehr** haben. Immer mehr Menschen können dann als „working poor“ von ihrem Hauptverdienst kaum mehr leben. Zu erwarten ist eine größer werdende Kluft zwischen Arm und Reich mit der Folge von Altersarmut. Immer mehr Menschen werden in Zukunft auf Zweit- und Nebenjobs angewiesen sein oder gar lebenslang arbeiten müssen. Eine grundlegende Wohlstandswende mit weitreichenden Folgen steht bevor: **Arbeiten ohne Ende, Armut ohne Grenzen und Leben ohne Sicherheiten.**

Alle Anzeichen sprechen dafür: Der Lebensstandard sinkt auf breiter Ebene. Die Frage „Wie viel Wohlstand braucht der Mensch?“ lässt zwei widersprüchlich erscheinende Antworten zu:

- Einerseits zwingt die weltweite Wirtschaftskrise und ihre sozialen Folgen viele Geringverdiener - von Sozialhilfeempfängern bis zu Rentnerhaushalten an der Armutsgrenze - zu einer **Re-Materialisierung ihrer Lebensverhältnisse**: Geld und materielle Werte werden für sie immer wichtiger, weshalb sie jede Gelegenheit zu Zuverdiensten nutzen.
- Andererseits gleicht insbesondere die gehobene Bildungs- und Mittelschicht ihre spürbaren Wohlstandsverluste durch persönliche Bereicherungen im sozialen Bereich weitgehend wieder aus: Sie arrangiert sich mit einer zeitweiligen **De-Materialisierung ihrer Lebensverhältnisse**, spart zugleich aber Geld durch Selbertyn und praktizierte Hilfsbereitschaft im Nahmilieu von Familie, Freundeskreis und Nachbarschaft. So bleibt ihr Wohlergehen gesichert, auch wenn sie vorübergehend weniger Geld und Güter besitzt.

„Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!“ An diese Wohlstandsformel in Bertolt Brechts „Dreigroschenoper“ hatten wir uns jahrzehntelang gewöhnt. Und vielfach auch daran geglaubt. Doch mit der ersten Öl-/Energiekrise 1972/73 und der gleichzeitigen Warnung des CLUB OF ROME vor den „Grenzen des Wachstums“ (Club of Rome 1972) wurde unser materielles Wohlstandsdenken erstmals infrage gestellt. Nicht mehr alle technologischen Errungenschaften können seither als sozialer Fortschritt gefeiert werden. Es hat wenig Sinn, den materiellen Wohlstand ständig steigern zu wollen, wenn dabei die persönliche Lebensqualität hinterherhinkt.

Erstmals 1964 sprach der damalige amerikanische Präsident John F. Kennedy in seinem Bericht zur Lage der Nation davon, dass die Qualität des Lebens Schritt halten muss mit der Quantität der Güter (Kennedy 1964). **Wohlstand ohne Lebensqualität kann kein sozialer Fortschritt sein.** Der amerikanische Ökonom Tibor Scitovsky stellte daher den Begriff der „Wohlstandsgesellschaft“ grundsätzlich in Frage (Scitovsky 1977). Eine ständige Steigerung des Lebensstandards gehe doch nicht zwangsläufig mit einem gesteigerten Wohlgefühl einher. Ganz im Gegenteil: Die **Hierarchie der Lebensfreuden** drohe eher verloren zu gehen. Das Geldverdienen könne daher auch nicht länger der einzige Maßstab für den Wert eines Menschen sein. Es sei daher höchste Zeit, den nur auf materiellen Wohlstand aufgebauten Lebensstil zu überprüfen.

Inzwischen sind einige Jahrzehnte vergangen. Und auf einmal greifen Sozial- und Wirtschaftsforscher die Frage „**Wohlstand – wofür?**“ dringender denn je wieder auf. Der Sozialwissenschaftler Meinhard Miegel nimmt Zeichen einer „**Epochenwende**“ wahr und der Wirtschaftswissenschaftler Richard Layard fordert einen „**Kurswechsel**“ für Politik und Wirtschaft.

Mit „Epochenwende“ meint Miegel den Verlust der weltweiten Vorherrschaft des westlichen Lebensstils, der wesentlich auf einer ständigen Steigerung des materiellen Wohlstands aufgebaut ist. Dieser über Generationen gehaltene Wohlstandsvorsprung gegenüber anderen Ländern hat den Westen „müde und mürbe gemacht“, weshalb er auch keine bestandserhaltenden Geburtenraten mehr aufweist (Miegel 2005). Das angeblich nie versiegende Wirtschaftswachstum ist an seine Grenzen gestoßen. Jetzt muss das immaterielle Wohlstandsniveau wiederentdeckt werden, wenn Wohlstand auch Wohlbefinden einschließen soll. Das bedeutet: Das Wohlstandskonzept des 21. Jahrhunderts muss weit über die bloße Mehrung des materiellen Wohlstands hinausgehen, **über Werte nachdenken und Maßstäbe setzen.** Diese neue Qualität des Wohlstands hat viel mit Lebenssinn und sozialem Zusammenhalt zu tun.

In gleicher Weise macht sich der englische Ökonom Richard Layard ernsthaft Gedanken über den **Zusammenhang zwischen Wohlstand und persönlicher Zufriedenheit.** Er kritisiert die unreflektierte Angewohnheit vieler Wirtschaftswissenschaftler, das Glück einer Gesellschaft mit Kaufkraft gleichzusetzen. Natürlich hat sich unser Lebensstandard in den letzten Jahrzehnten verbessert. Nur: Das Glück der Menschen ist dadurch doch nicht größer geworden. Ganz im Gegenteil: Viele fühlen sich eher schlechter und sehnen sich nach neuen Idealen der Zwischenmenschlichkeit und des Gemeinwohls: Der materielle Wohlstand hat uns um keinen Deut glücklicher gemacht (Layard 2005). **Glücksfaktoren sind nach wie vor Gesundheit, Freunde und familiäre Beziehungen** und lassen sich nicht an der Höhe des Bruttosozialprodukts messen.

Hinter uns liegt eine Phase fast ständiger Wohlstandssteigerung, die jetzt ihren Zenit überschritten hat. **Nicht die Wohlstandsgesellschaft ist am Ende, sondern das maßlose Wohlstandsdanken.** Die gegenwärtige Wohlstandswende deutet auf eine doppelte Krise hin: Auf die Krise der Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht und deren Opfer Millionen Arbeitslose und ihre Familien sind. Genauso problematisch aber ist die Krise der Überflussgesellschaft, die jahrelang über ihre Verhältnisse gelebt und dabei auch ihre moralischen Ressourcen verbraucht hat. Trotz

Marktsättigung in vielen Bereichen wurden immer neue Konsumwünsche geweckt, obwohl die Konsumenten kaum noch Zeit hatten, sie zu verwirklichen. Und jetzt geht ihnen auch noch das Geld dafür aus.

Ein wachsender Anteil der Bevölkerung ist im unteren Wohlstandsspektrum angesiedelt - im Nahbereich der Armut (sgrenze). Die Angst vor dem sozialen Abstieg ist groß. Die Erweiterung des politischen Blickfeldes auf die unteren Wohlstandslagen wird immer dringender. Die Wohlstandswende ist im Lebensalltag der Menschen angekommen. Und die Bürger denken neu über die politischen Wohlstandsversprechen und ihr persönliches Wohlergehen nach.

Das Wohlergehen wird wichtiger als weitere materielle Wohlstandssteigerungen. „**Gut leben statt viel haben**“ heißt die pragmatische Lebenseinstellung in Zeiten der Wohlstandswende. Was auf den ersten Blick wie ‚Zynismus pur‘ wirkt, ist Realität des Lebens geworden. Immer mehr Menschen siedeln sich im **Lager der Wohlstandskritiker** an – quer durch alle Sozial-schichten. Nachweislich ist der Anteil der Geringverdiener größer, der die Auffassung vertritt: „**Wohlstand allein macht nicht glücklich!**“ Aus der Not machen sie eine pragmatische Tugend.

Insofern kann es nicht überraschen: Wohlstand im 21. Jahrhundert bedeutet immer weniger Geld und Reichtum (46%) und immer mehr **Gesundheit** (73%) und **Glück** (67%) im Nahmilieu von Familie (64%) und Freunden (64%). Dennoch kann von einer Generation der Postmaterialisten (wie in den wohlhabenden Zeiten der siebziger Jahre) nicht gesprochen werden, weil materielle Sicherheit wie Arbeitsplatz-, Einkommens- und Rentensicherheit unverzichtbar bleiben, um keine Existenzsorgen zu haben. Es geht um Lebenssicherheit und soziale Absicherung und nicht um die Mehrung von Wohlstandsgütern.

Es dominiert eine **Luxese-Haltung im Konsumieren** zwischen Luxus und Askese. Und immer selektiv und kalkuliert. Merkmale hierfür sind:

- Wachsende Konsumzurückhaltung
- Große Preissensibilität
- Sinkendes Anspruchsdenken
- Vorsorgespüren – für sich, die Kinder und die Enkel.

Ehemals satte Erlebniskonsumenten werden ein wenig schlanker und hoffen auf bessere Zeiten.

Spätestens seit der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise ist allen Bürgern klar geworden, dass der Glaube an das grenzenlose Immer-Mehr nur Gier und Maßlosigkeit fördert und dazu führt, dass **das soziale Wohlbefinden auf der Strecke bleibt**. Sicher: Materielle Sicherheit ist eine Grundvoraussetzung für sozialen Fortschritt und auch zur Finanzierung des Bildungs- und Gesundheitswesens unverzichtbar. Aber die materielle Wohlstandsexplosion löst keine Glücksexplosion mehr bei den Menschen aus.

Aus Forschungen des Kultursoziologen Gerhard Schulze geht hervor, dass es Menschen im Mittelbereich zwischen Not und Überfluss subjektiv am besten geht (Schulze 1993). Diesen

Menschen fehlt noch etwas, wofür sich Arbeit und Anstrengung lohnen. Ihr Leben hat schließlich noch eine Richtung: nach oben. Und die Erfahrung lehrt: Menschen, die nach oben wollen, haben eher **Mittel-Krisen** - Menschen, die dagegen oben sind, **Sinn-Krisen**. Die einen sind noch unterwegs, die anderen sind schon angekommen. Bedroht ist nicht mehr das Leben, sondern sein Sinn. Die nächste Generation muss neue Wege gehen, um aus der Sinnkrise herauszufinden. Sie steht derzeit am Scheidewege. Sie hat entweder eine weitere Phase des gesellschaftlichen Niedergangs vor sich oder sie macht eine Periode der Erneuerung durch. Erneuerung heißt vor allem: **Aufwertung von Familie und Kindern als Grundbausteine der Gesellschaft**.

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten neigen die Menschen seit jeher zum Rückzug in die eigenen vier Wände. Einen vergleichbaren Wertewandel-Schub hatte es nach dem letzten Golfkrieg 1991 in den USA gegeben, als sich ein Trend zur „neuen Häuslichkeit“ („Cocooning“) ankündigte und bei den Verbrauchern Sparen und bescheidener leben („small is beautiful“/„back to the simply life“) angesagt waren. Insofern kann es nicht überraschen, dass jetzt auch bei uns **zunehmend Sicherheits- und Vorsorgeaspekte** im Zentrum des Lebensinteresses stehen und weniger Konsumsteigerung und Erlebnissuche.

Bei einem sich abzeichnenden wirtschaftlichen „Wachstum nahe Null“ erwarten die Bürger realistischere **keine größeren Wohltaten vom Staat**. Stattdessen wird ihnen bewusst, dass es für sie viel schwieriger sein wird, ebenso angenehm und im materiellen Wohlstand zu leben wie in den vergangenen Jahren. Selbst wenn es in naher Zukunft mit der Wirtschaft wieder aufwärts geht, **müssen Rücklagen gebildet werden**, weil spätestens am Ende des kommenden Jahrzehnts die nächste Krise mit Minuswachstum auf uns wartet. Das Auf und Ab der Konjunktur ist beinahe Naturgesetz und kein Glücksfall oder Schicksalsschlag. Nicht die regelmäßige Wiederkehr von Konjunkturkrisen sollte uns verunsichern. Viel bedenklicher muss die Tatsache stimmen, dass z.B. in Deutschland mit jeder Krise das durchschnittliche **Wirtschaftswachstum in jedem Jahrzehnt kontinuierlich sinkt**:

50er Jahre: 8,2%

60er Jahre: 5,1%

70er Jahre: 2,8%

80er Jahre: 2,3 %

90er Jahre: 1,1%

2000er Jahre: 0,8%

Alles deutet darauf hin: Im kommenden Jahrzehnt droht uns ein durchschnittliches Wachstum „nahe Null“. Und die Frage stellt sich: Ist Wohlstand ohne Wachstum möglich?

„Es wird nie wieder so werden, wie es war!“ Diesen Ausspruch hörte ich erstmals zur Zeit der Öl-/Energiekrise 1972/73, dann 1986, als das Unglück in Tschernobyl geschah, schließlich 1991 während des Golfkriegs, dann nach dem 11. September 2001 und jetzt wieder nach der Finanz- und Wirtschaftskrise. Jedes Jahrzehnt hat offensichtlich seine zeitgeschichtliche Zäsur, die die Menschen nachdenklich stimmt und zur Selbst- oder gar Neubesinnung anregt. Alles wiederholt sich, historisch gesehen.

**Die soziale Kluft in der Welt ist größer geworden.** Wachsende Ungleichheiten dieses Ausmaßes provozieren geradezu das Gerechtigkeitsempfinden der Menschen. Doch eine Welt mit großen sozialen Ungleichheiten ist eine gefährliche Welt. Leben mit globalen Krisen: Das wird geradezu zum Dauerzustand und damit zum **Zündstoff für die Zukunft**. Die Menschen in der industrialisierten Welt müssen sich verabschieden von der Illusion einer Gesellschaft der Sicherheiten, Absicherungen und Versicherungen, die jahrzehntelang Vollkasko-Angebote machte und Rundum-Sorglos-Pakete anbot.

Den Menschen hatte man mit dem Glauben an den unbegrenzten Fortschritt auch die Überzeugung vermittelt, Schicksalsschläge nicht mehr als ‚von Gott gegeben‘ hinnehmen zu müssen und Gefahren jederzeit ausschließen zu können. Doch seit dem 11. September 2001 und der anhaltenden Finanz- und Wirtschaftskrise ist der Glaube an die totale Machbarkeit und Kontrolle nicht mehr haltbar. Das **menschliche Urvertrauen in die Sicherheit ist nachhaltig erschüttert**. Die Sicherung von Leib, Leben und materiellen Werten ist infrage gestellt. Das Sicherheitsdenken verändert sich grundlegend. **Verunsicherung breitet sich aus**, seitdem nicht mehr klar ist, ob sich die Bürger sicher fühlen können oder nicht.

Verunsicherung deutet auf eine gesteigerte Intensität hin und wird als problematischer empfunden als bloße Unsicherheit (so wie Vereinsamung eine Steigerungsform von Einsamkeit ist). Verunsicherung als Bedrohungsgefühl ist eine Folge von Geborgenheits- und Vertrauensverlusten – und das in einer Gesellschaft, in der bisher fast jeder sich selbst der nächste sein konnte. Jetzt heißt es plötzlich: Leben mit dem Risiko. In Unternehmen bekommt **Risikomanagement** wieder eine besondere Priorität und im persönlichen Umgang spielt **Vertrauenswürdigkeit** eine immer größere Rolle. Die Sorge vor einer ungewissen Zukunft wächst und damit auch die Sehnsucht nach materieller Sicherheit **und** sozialer Geborgenheit.

In den siebziger Jahren hatte der CLUB OF ROME in seinem Bericht über die Grenzen des Wachstums den westlichen Industrieländern eine solche krisenhafte Übergangsphase vorausgesagt: Zum ersten Mal sei es lebensnotwendig, nach dem Preis unbeschränkten materiellen Wachstums zu fragen. Die **Übergangsphase werde in jedem Fall schmerzhaft sein**. Um den Zustand eines stabilisierten Gleichgewichts nicht zu gefährden, müssten sich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft mit den globalen Trends und ihren Wechselwirkungen ernsthaft auseinandersetzen. Gemeint waren

- die beschleunigte Industrialisierung,
- das rapide Bevölkerungswachstum,
- die weltweite Unterernährung,
- die Ausbeutung der Rohstoffreserven und
- die Zerstörung des Lebensraums.

Die **ungleiche Verteilung von Ressourcen** gilt als eine der häufigsten **Auslöser von Krisen und Kriegen**. Hinzu kommen wachsende kulturelle, ethnische und religiöse Differenzen. Die Zurückweisung materieller Werte wird beispielsweise „von einem Großteil der arabisch-moslemischen Öffentlichkeit unterstützt“ (Club of Rome 1991, S. 20) – und dies nicht erst seit

dem 11. September 2001. Der „American Dream“ war eigentlich schon seit dem Vietnamkrieg im Hinblick auf seine Führungsrolle in der Welt weitgehend in Frage gestellt, lebte aber dennoch weltweit bei der Jugend weiter: „**homo coca-colens**“ hat der afrikanische Historiker Joseph Ki-Zerbo dieses globale Phänomen genannt: Die Jugend fühlt sich zur Konsumgesellschaft hingezogen, obwohl sie überwiegend keinen finanziellen Zugang zu ihr hat. Bittere Enttäuschung über nicht einlösbare Konsumversprechungen werden zum **Nährboden für einen neuen Fundamentalismus** (Club of Rome 1991, S. 71).

Dies ist die Weltproblematik, die nach globalen Lösungsansätzen verlangt, damit nicht der Hass gegen den materiellen Wohlstand und die Verschwendung in wohlhabenden Industrieländern bei den davon Ausgeschlossenen weiter wächst.

- Wird es nicht höchste Zeit, unseren Lebensstil kritisch zu überprüfen?
- Ist es weiterhin verantwortbar, einen Lebensstil zu pflegen, den ein großer Teil der Weltbevölkerung nachzuahmen versucht?
- Und ist diese Lebensweise vom Energieaufwand und den knappen Ressourcen nicht derart teuer, dass es zweifelhaft ist, ob unser Globus sich sehr viel mehr Menschen mit einem ähnlichen Lebensstil leisten kann?

Andererseits: Steht es uns überhaupt zu, anderen Ländern zu einem andersartigen Lebensstil zu raten, solange unser Lebensstil so „tonangebend“ (Scitovsky 1976/77, S. 239), ja so **wahnsinnig aggressiv attraktiv** für die übrige Welt ist? Dies ist eine globale Herausforderung größten Ausmaßes.

Bisher dominierte die vermeintliche moralische Überlegenheit der Marktwerte gegenüber kulturellen Werten, die eher abqualifiziert wurden. Geld und Geldeinkommen galten geradezu als Maßstab für den Wert eines Menschen und als Beweis für seine gesellschaftliche Nützlichkeit. Da sich demgegenüber Dienste für die Familie oder für die Gemeinschaft nur selten in Geldeinheiten ausdrücken ließen, hatten sie traditionell einen geringeren gesellschaftlichen Wert.

Noch immer dominieren monetäre Werte gegenüber nichtmonetären Werten. Was z.B. Geld sparen hilft, wird höher bewertet als der damit verbundene mögliche Verlust von Qualität. Manche Umweltprobleme werden deshalb bis heute als nichtmonetäre Nebeneffekte der Produktion geringfügig und nebensächlich eingestuft. Die **materielle Geldorientierung steht einem sensiblen Umweltbewusstsein im Wege**.

Der „ökonomische“ Indikator Bruttonationalprodukt sagt viel über den durchschnittlichen Lebensstandard eines Landes aus, doch „kaum etwas über die Lebensqualität“ der Menschen, wozu auch das persönliche Wohlbefinden gehört. Wenn man aber Lebensqualität erhalten und steigern will, „muss man sie auch messen können“ (Opaschowski 1976, S. 14). Die Frage „Wie misst man Wohlstand?“ ist aktueller denn je. Frankreichs Staatspräsident Nicolas Sarkozy hat erstmals eine „Kommission zur Bemessung von wirtschaftlicher Leistungskraft und sozialem Fortschritt“ ins Leben gerufen. Gefordert wird hier eine Abkehr von der Religion der Zahl und eine Änderung veralteter statistischer Systeme. **Gemessen** werden soll in Zukunft auch, **wie glücklich und zufrieden Menschen wirklich sind**: Es geht also um neue Wohlfühl-Indikatoren.

Das Bruttosozialprodukt muss auch objektiv als „Bruttosozialglück“ messbar sein, das im Himalaya-Staat Bhutan bereits als Maßstab gilt.

Wird in Zukunft die Ökonomie der Waren und Dienstleistungen um eine Ökonomie des Sozialen erweitert werden müssen? Produktive unbezahlte Tätigkeiten für sich (z.B. häusliche Arbeiten) und für die Mitmenschen (z.B. Erziehungsarbeit, Nachbarschaftshilfen und soziales Engagement) müssen auch bei der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung berücksichtigt werden.

Nachweislich „erwirtschaftet“ das soziale Engagement der Bürger einen hohen ökonomischen Nutzwert, der nach dem „Engagementatlas 2009“ der Arbeitskraft von 3,2 Millionen Vollzeitbeschäftigten in Deutschland entspricht (vgl. Prognos 2008). Mit dem **Mehrwert des Sozialen** für Wirtschaft und Gesellschaft geht auch eine Sicherung des Gemeinwohls einher. Ein höheres Brutto-„sozial“produkt kann schließlich auch qualitativ in der Abwendung von sozialen Missständen gesehen werden. So gesehen hört das Soziale auf, nur der unproduktive Bereich der Gesellschaft zu sein. Andernfalls steuern wir in die falsche Richtung: Wir steigern zwar das Bruttosozialprodukt, aber leben letztlich in einer Gesellschaft, in der es den **meisten Bürgern immer schlechter geht**.

Doch eine Krisen-Prognose reicht nicht. Die Erfahrung lehrt uns: Erst wenn sich Zukunftswarnungen wiederholen, häufen oder inflationär zu werden drohen, reagiert die Politik. Das Krisenbewusstsein muss in der öffentlichen Meinung ankommen bzw. mehrheitsfähig werden. Dann ist es aber in der Regel zum frühzeitigen Weichenstellen zu spät. Und aus einem möglichen oder gar unwahrscheinlichen „worst-case“-Szenario wird ein Gegenwartsproblem, auf das dann sofort – mit welchen Mitteln auch immer – reagiert werden muss.

In Afrika, so erzählt man, gibt es zwei Arten von Hunger - den kleineren und den größeren. Der kleinere Hunger gilt den Dingen, die das Leben in Gang halten, also den Gütern, den Dienstleistungen und dem Geld, das wir brauchen, um das alles bezahlen zu können. Der größere Hunger aber gilt den Antworten auf die Frage „Warum?“, die Erklärungen dafür geben, wozu dieses Leben gut sein soll. Diese Geschichte - von dem irischen Psychologen Charles Handy erzählt (Handy 1998) - macht anschaulich klar, dass die Nachkriegsgenerationen in den westlichen Konsumgesellschaften allzu lange, vielleicht auch allzu naiv daran geglaubt haben, dass der Hunger nach Geld und materiellem Wohlstand auch den größeren **Hunger nach Sinn** stillen und die Menschen zufriedener machen könnte. In Wirklichkeit stellt der Sinn-Hunger nicht einfach nur eine Erweiterung des Geld-Hungers dar, sondern ist etwas völlig anderes: Ein **erweitertes Wohlstandsdenken** im Spektrum immateriellen Reichtums.

Erinnern wir uns: Im biblischen Verständnis und aus jüdisch-christlicher Sicht geht es bei Wohlstand in erster Linie um das Wohlergehen des Menschen – und zwar physisch im Sinne von Gesundheit und psychisch im Sinne von Lebensglück. Wer gesund und glücklich lebt, ist nach der biblischen Verheißung im „gelobten Land“ angekommen. Die materielle Dimension im Sinne von Geld und Gütern ist zwar für Glück und Gesundheit förderlich, hat aber keinen Eigen-



wert: „Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon“ (Mt 6, 24). Die bloße Gier nach Geld lässt Gottes- und Nächstenliebe verkümmern.

Das Wort „Wohlstand“ fand erst im 16. Jahrhundert weite Verbreitung. Es hatte seinerzeit eine dreifache Bedeutung:

- Erstens hieß „in Wohlstand leben“ so viel wie „**gut und glücklich leben**“. Gemeint war das ganz persönliche Wohlergehen („Wenn es uns nach wunsch und willen gadt“). So erklärt sich bis heute die Redensart „wohl oder übel“, womit das Gutgehen oder Schlechtgehen („wohl- und übelstand“) gemeint ist.
- Zweitens war Wohlstand ein Synonym für **Gesundheit und körperliches Wohlbefinden**: Wer im besten Wohlstand lebte, war bei bester Gesundheit. Gesundsein galt als höchstes Lebensgut.
- Drittens wurde Wohlstand auch im Sinne von **Anstand** verwendet: Was wohl anstand und der Sitte entsprach. „Wohlständigkeit“ rückte in die Nähe von Ehrbarkeit und Tugendhaftigkeit. Man achtete es „für eine ehre und wolstandt“, sich nach den Regeln der Höflichkeit zu verhalten.

Erst im 18. und 19. Jahrhundert kam es zu einer Bedeutungsverengung des Wohlstandsbegriffs. Weil man das Gutgehen von Menschen nicht selten schon an Äußerlichkeiten erkennen konnte – z.B. an der Kleidung, der Wohnungseinrichtung oder der Größe des Hauses – wurde daraus abgeleitet: Wer so leben kann, muss einfach „wohlhabend“ sein, also über Geld und Güter verfügen. Diese **auf das Materiell-Wirtschaftliche verengte Sichtweise** hat sich seither durchgesetzt und die physischen, psychischen und moralischen Aspekte weitgehend in den Hintergrund gedrängt oder vergessen gemacht.

So kam dann im 20. Jahrhundert der Begriff **Wohlstandsgesellschaft** auf und bezeichnete eine Gesellschaft, die den Bürgern die Befriedigung materieller Bedürfnisse ermöglichte, die **weit über dem Existenzminimum** lagen. Es ging um Konsum, auch um Geltungs- und Erlebniskonsum und schloss Luxusgüter mit ein. Und Werbeagenturen agierten erfolgreich nach dem Grundsatz: Für uns fängt der Mensch beim Konsumenten an! Das war verständlich. Denn davon lebten sie, während Geldnot und Wohlstandsprobleme, Arbeits- und Mittellosigkeit, Ungleichheit und Ungerechtigkeit sie nur am Rande interessierten.

Bis zum 11. September definierte die BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE Wohlstand ganz selbstverständlich als „**die Verfügungsmöglichkeit** einer Person, einer Gruppe oder einer Gesellschaft **über wirtschaftliche Güter**“ (Brockhaus 1999). Wohlstand war gleichbedeutend mit gehobenem Lebensstandard und relativem Reichtum. Das Wohlstandsniveau wurde geradezu in Geldwerten und Einkommensgrößen „gemessen“.

Die Vision vom grenzenlosen materiellen Wachstum ist nicht länger haltbar. Denn im globalen Maßstab gesehen sind die Wohlstandsgesellschaften eigentlich nur **Wohlstandsinselfn**. In dieser reduzierten Sichtweise gleichen Wohlstandsinselfn mehr **Überflusgesellschaften**. Ein sol-

cher hybrider Konsum- und Lebensstil stößt immer mehr an seine moralischen Grenzen, weil **Armut als Massenphänomen in der Welt** damit nicht überwunden werden kann.

Insofern leitete der 11. September 2001, der in der westlichen Welt als „Angriff auf unseren Lebensstil“ (George Bush) und „unsere Art zu leben“ (Gerhard Schröder) verstanden wurde, eine erste Wohlstandswende ein. Die Fixierung auf nur materielle Werte und ein **Wohlleben ohne globale Verantwortung** hatten das Fundament der früh industrialisierten Länder brüchig werden lassen. Der Psychoanalytiker Erich Fromm (Fromm 1960) hatte es schon in den sechziger Jahren in seiner Schrift „Der moderne Mensch und seine Zukunft“ frühzeitig prognostiziert: Die westliche Welt lande in einer Sackgasse. Sie habe viele ihrer ökonomischen Ziele erreicht – dabei aber den Sinn für ein Ziel des Lebens verloren.

Diese ökonomische Fixiertheit hatte Aspekte des Wohlbefindens und der subjektiven Zufriedenheit weitgehend ausgeblendet. Die Leichtigkeit jedoch, mit der das World Trade Center in New York als Symbol von Wirtschaftswachstum und Wohlstand zerstört wurde und sich sieben Jahre später während der Finanz- und Wirtschaftskrise wohlhabende Banken in „notleidende“ Banken verwandelten, haben das menschliche **Urvertrauen in die Sicherheit nachhaltig erschüttert**. Jetzt sind die Menschen gezwungen, ihren Lebensstil zu überdenken und Maßstäbe für Lebensqualität (anstelle von Lebensstandard) zu entwickeln.

Eine Neubesinnung auf das Beständige findet jetzt statt. Und das ist immer weniger eine Frage des Geldes. Stattdessen richtet sich der Blick mehr auf **Wohlfühlen, Wohlbefinden und Wohlergehen**. Es geht um das Wesentliche des Lebens. Im nur ökonomischen Wachstumsdenken der letzten Jahrzehnte war dieser Beständigkeitsfaktor weitgehend aus dem Blick geraten. Vor dem Hintergrund unsicherer Zeiten und globaler Wirtschaftskrisen legen die Menschen mehr Wert auf nachhaltigen Wohlstand, der nicht nur von Konjunkturzyklen und Börsenkursen abhängig ist. Nachhaltiger Wohlstand garantiert auch anhaltenden Wohlstand.

Statt auf das **Immer-Mehr (= Lebensstandard)** wird jetzt eher Wert auf das **Immer-Besser (= Lebensqualität)** gelegt: Letzteres ist nachhaltiger und sorgt für mehr Lebenszufriedenheit. Langfristig gesehen verändert sich damit auch das Statusdenken. Prestige gewinnt in Zukunft der, der mit sich und seinem Leben zufrieden ist und nicht der, der sich immer mehr leisten kann. Und die Erkenntnis setzt sich durch: Ein intensives Naturerleben ist wohltuender und intakte soziale Beziehungen sind beglückender als die Anhäufung materieller Wohlstandsgüter. Beim Nachdenken über nachhaltigen Wohlstand geht es um das **Gelingen des Lebens**.

Jahrzehntelang hatte der Eindruck vorgeherrscht: Für den materiellen Wohlstand sind Wirtschaft und Politik zuständig, für das persönliche Wohlbefinden die Bürger selbst. Die Anspruchshaltung der Bürger an Wirtschaft und Politik war entsprechend auf Wohlstandssteigerungen ausgerichtet – mehr Lohn, mehr Freizeit, mehr Urlaub, mehr Autos, Videos und Stereoanlagen. Doch in den letzten Jahren machten die Bürger zwei schmerzhaft Erfahrungen:

- Das Immer-Mehr können sich immer **weniger leisten**.
- Die Wohlstandssteigerungen haben die Menschen **nicht glücklicher** gemacht.

Auf Wirtschaftswachstum und materiellen Wohlstand können wir auch in Zukunft nicht verzichten. Wie sollen sonst wohl die 10 Milliarden Menschen im Jahr 2050 ernährt werden? Die Quadratur des Kreises muss gelingen: Den Wohlstand mehren, ohne mehr Ressourcen zu verbrauchen.

Es gilt also, mit den Ressourcen sparsamer und effizienter umzugehen (Radermacher 2009) und dabei auch **mehr Wert auf Sinnmärkte (Gesundheit, Soziales, Bildung, Natur** u.a.) zu legen. Für die Politik bedeutet dies: Wer heute und in Zukunft „Wohlstand für alle“ propagiert, muss sich von alten wohlfahrtsstaatlichen Versprechungen und Illusionen („Höherer Lebensstandard = Mehr Lebenszufriedenheit“) verabschieden. Andererseits gilt auch: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – aber vom Sinnwachstum allein kann er auch nicht leben. Wir brauchen beides. Geld gibt uns Antworten auf die Frage, wovon wir leben. Doch erst mit Sinn erfahren wir, wofür wir leben.

Wirtschaft und Gesellschaft werden den wachsenden **Anspruch der Menschen auf nachhaltigen Wohlstand** einlösen müssen, wenn sie eine Zukunft haben wollen. Sie müssen Antworten auf die Fragen geben:

- Tragen mehr Konsumangebote wirklich zu unserem persönlichen Wohlbefinden bei oder lassen sie uns aus dem inneren Gleichgewicht geraten?
- Lassen sich Konsumangebote mit unseren persönlichen Bedürfnissen und Lebensinteressen verbinden oder behindern und verhindern sie gar eine persönliche Weiterentwicklung?
- Fördern Konsumangebote das Zusammensein in Partnerschaft, Familie und Freundeskreis oder wirken sie eher gemeinschaftsschwächend?
- Ermöglichen Konsumangebote unbeschwertem Naturgenuss oder verursachen sie eher irreparable Schäden in Natur und Umwelt?

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler kommen in ihren Zukunftsprognosen weitgehend zum gleichen Ergebnis: Es wird in der nahen Zukunft ein geringeres wirtschaftliches Wachstum geben. Ist dann der erworbene materielle Wohlstand auf Dauer gefährdet? Nicht unbedingt – wenn **nachhaltiges Wirtschaften** angesagt ist und gleichwertige **Wachstumsmotoren im sozialen und ökologischen Bereich** als Zukunftspotentiale genutzt werden:

- Die erste Alternative heißt nicht Wirtschaftlichkeit oder Sozialverträglichkeit, sondern: Wirtschaftlichkeit durch Sozialverträglichkeit. Mehr soziale Verantwortung zahlt sich aus und kann ein renditerelevanter Wettbewerbsfaktor sein – von der Förderung der individuellen Leistungsfähigkeit durch Einlösung des Work-Life-Balance-Versprechens bis zur nachhaltigen Daseinsvorsorge durch zusätzliche soziale Dienstleistungen (z.B. Einrichtung betrieblicher Kindergärten, Gewährung von Elternurlaub oder zeitweilige Freistellung von Arbeitnehmern zur Pflege älterer Familienangehöriger). Dies alles sind **soziale Zukunftsmärkte** und damit neue Wachstumsfelder, die das Attribut lebenswert, zukunftsorientiert und generationengerecht verdienen.
- Zweitens kommen **ökologische Zukunftsmärkte** durch neue Umwelttechnologien und ressourcenschonendes Wirtschaften hinzu. Durch Reduzierung des Emissions-, Wasser- und Stromverbrauchs kann Geld gespart und verdient werden. Und was das Lebenswerte für das

Soziale bedeutet, ist das Langlebige für die Ökologie: Davon profitieren der Klimaschutz genauso wie der Ökostrom und umwelttechnologische Neuerungen vom Windpark über die Solaranlage bis zum Hybridantrieb.

Weltweit nimmt die Vernetzung zu. In Zukunft können **Netzwerke an die Stelle der Märkte** treten, in denen die Beziehungen zwischen den Menschen eine größere Rolle spielen als der Güter- und Eigentumserwerb. „Access“ nennt dies der Amerikaner Jeremy Rifkin. Gemeint ist der **Zugang und Zugriff zum Wissen und zu Werten („lifetime values“)**. In Konturen zeichnet sich eine neue Ökonomie mit Zügen eines kulturellen Kapitalismus ab, bei dem Zeit (und nicht nur Geld) sowie Werte (und nicht nur Waren) unverzichtbare Ressourcen sind.

In das Zentrum wirtschaftlichen Geschehens rückt zunehmend das **immaterielle Kapital** – vom Know-how bis zum Ideen-Pool, vom papierlosen Büro bis zum elektronischen Handel: „Immaterielle Werte finden zunehmend ihren Weg auf die Habenseite“ (Rifkin 2000, S. 74). Und die Wirtschaft wird tendenziell entmaterialisiert. Das Produktmanagement verändert sich. Neue Produkte müssen mehr im Leben der Menschen ankommen und mit ihren Lebensstilen verankert sein. Unternehmen werden mehr in lokalen politischen Initiativen, in Nicht-Regierungs- und Nonprofit-Organisationen präsent sein müssen.

Vielleicht kommt es bald zu einer Neubewertung des urdeutschen Wortes „**Habseligkeit**“, das dann mehr an Armseligkeit erinnert, weil Haben und Besitzen immer weniger wert sind. Auf der Sozialagenda von heute und morgen steht dagegen ganz oben: **Die neue Solidarität zwischen den Generationen**. Statt der befürchteten demographischen Zeitbombe kommt ein sozialer Reichtum auf uns zu. Die Älteren stellen keine Belastung mehr dar, sondern tragen ganz im Gegenteil eher zur **Entlastung der überlasteten „Sandwich-Generation“** bei.

Was also ist zu tun? Wir stehen derzeit am Scheidewege: Wir haben entweder eine lange Phase des Niedergangs vor uns oder machen eine **Periode der Erneuerung** durch (vgl. Huntington 1996/97, S. 500). Erneuerung heißt vor allem:

- die gesellschaftliche **Aufwertung** von Ehe, Familie und Kindern als Grundbausteine der Gesellschaft und als Gegengewicht zur wachsenden Zahl Alleinlebender und Alleinerziehender;
- die soziale **Anerkennung** ehrenamtlicher Engagements und freiwilliger Mitarbeit in Vereinen und gesellschaftlichen Organisationen;
- die grundlegende **Neubewertung** von Arbeit, Leistung und Berufsethik, wobei auch unbezahlte Arbeiten für die Gemeinschaft - von der Familienarbeit bis zur Freiwilligenarbeit im sozialen Bereich - in die Bewertung und Berechnung des Bruttosozialprodukts mit einbezogen werden müssen;
- die vorrangige **Förderung** von Bildung und Kultur.

In Zukunft kann uns nur noch eine **Kultur des sozialen Wohlergehens** weiterhelfen, die sich nicht mehr nur vom materiellen Wohlstandswachstum blenden lässt. Was nützt das schönste Wachstumsversprechen, wenn es nur bis zum Quartalsende hält? Soziale Beständigkeit wird in

einer halt- und bindungslosen Zeit nur das Miteinander geben können, wozu auch die Rückbesinnung auf ethische Werte gehört. Dabei ist die Gesellschaft als Ganzes gefragt.

Die gemeinsame Initiative des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland, von Brot für die Welt und Evangelischem Entwicklungsdienst sowie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt und Energie nennt als Formel für einen nachhaltigen Wohlstand der Zukunft: **Besser. Anders. Weniger.** Und das heißt konkret: Abschied vom nur materiellen Wohlstandsdenken, größere Sensibilität für Naturverträglichkeit und sparsamer Umgang mit Ressourcen. Das nachhaltige Wohlstandsdenken zwingt zur Beantwortung der Frage: Wie viel ist genug? Oder: **Wie viel Geld braucht ein gelungenes Leben?**

Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit sind nachweislich immer dort am größten, wo mehr Zeit in mitmenschliche Beziehungen zu Freunden und Verwandten investiert wird. **Das soziale Kapital garantiert mehr Lebensglück** als das Einkommenskapital. Konsumverzicht ist sicher keine realistische Zukunftsalternative. Aber es lohnt sich darüber nachzudenken, ob mancher materielle Luxus wirklich ein persönlicher Lebensgewinn ist. Wenn der Konsument alles bedenkenlos haben „will“ und „muss“, verkleinert er letztlich seine individuellen Freiheitsspielräume. Denn: Mehr konsumieren heißt auch mehr arbeiten, mehr verdienen - und weniger Zeit für sich.

Die Menschen denken nachhaltig – und verhalten sich auch so. Sie stellen sich die Frage, was im Leben wirklich wichtig und was – wenn auch schweren Herzens – gegebenenfalls entbehrlich ist. Die Schaffung und Erhaltung von Lebensqualität wird zur Voraussetzung für ein „gutes Leben“ (IG Metall 2009) und schließt Zukunftsvorsorge mit ein – von der Gesundheitsvorsorge bis zur Pflege stabiler sozialer Beziehungen in Familie, Freundeskreis und Nachbarschaft. Die **Gewinnmaximierung des ganz persönlichen Lebens** rückt in das Zentrum.

Die demographische Entwicklung wird zudem in den nächsten zwei Jahrzehnten zu einer **Veränderung der Lebensprioritäten** führen. Die Interessen richten sich dann auf das „ganze Leben“, von dem das Erwerbsleben nur ein Teil ist. Es werden drei Lebenskonzepte dominieren:

- Erstens **das gesundheitsorientierte Lebenskonzept**, in dem Gesundheit als das wichtigste Lebensgut angesehen wird.
- Zweitens **das sozialorientierte Lebenskonzept**, in dem Partnerschaft, Familie, Kinder und Freundschaften den zentralen Identifikationsbereich darstellen.
- Drittens **das naturorientierte Lebenskonzept**, das im Laufe des Lebens mit dem Älterwerden immer bedeutsamer wird.

Auch Konsumieren wird wieder mehr mit subjektiv wichtigen Inhalten gefüllt werden, die das Leben bereichern und uns persönlich weiterbringen.

Die Zukunft wird wieder mehr der Sinnorientierung gehören – realisiert in der Formel: **Von der Flucht in die Sinne zur Suche nach dem Sinn.** Die Sinnorientierung wird zur wichtigsten Ressource der Zukunft und zur großen Herausforderung einer neuen Wohlstandsgesellschaft. Denn mit jedem neuen Konsumangebot muss zugleich die Sinnfrage „Wofür das alles?“ beantwortet werden.

**Zukunftsmärkte werden immer auch Sinnmärkte** sein – bezogen auf Familie und soziale Beziehungen, Gesundheit und Natur, Kultur und Bildung. **Wertebotschaften statt Werbebotschaften** heißt dann die Forderung der Verbraucher, die sich auch als eine Generation von Sinnsuchern versteht. Von Konsumverzicht will sie wenig wissen, dafür umso mehr von der Werthaltigkeit des Konsums.

Die individuellen Anforderungen an das Leben – Kontaktfähigkeit und Hilfsbereitschaft, Selbstständigkeit und Selbstvertrauen – werden größer. Das Leitbild der Zukunft heißt: **Lebensunternehmertum**. Jeder muss lernen, im Leben unternehmerisch tätig zu werden – im privaten Bereich genauso wie im Beruf. Wenn es nach den Wünschen der nächsten Generation geht, dann sollte die Zukunft einer Sozialgesellschaft, einer Generationengesellschaft und einer Hilfeleistungsgesellschaft gehören. In dieser **Dreifach-Sicherung des Lebens**

- schützt der Staat die Bürger vor sozialer Not,
- halten die Generationen fest zusammen und
- wollen sich die Menschen mehr selber helfen.

Der vielbeschworene Krieg der Generationen findet nicht statt. Die Bürger setzen sich wieder bescheidenere Ziele, bei denen weniger auch mehr sein kann: Eine Arbeit und eine Familie haben, gesund sein und gut und glücklich leben. Mit einem Wort: **Grundgeborgenheit**. Wohlfühlen und wissen, dass es uns gut geht. Wohlergehen statt Wohlstand. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. So behält auch der biblische Satz aus den 10 Geboten für das Wohlstandsverständnis im 21. Jahrhundert seine Gültigkeit: Alles dafür tun, „**dass es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden!**“ Neu entdeckt wird der individuelle und soziale Reichtum. Und das bedeutet: **Gut leben statt viel haben!**

Das ist ein gesellschaftlicher Paradigmenwechsel – aber keine Revolution. Es knüpft an Erkenntnisse des amerikanischen Nationalökonomen F.K. Galbraith aus den sechziger Jahren an, wonach die **qualitativen Aspekte des Lebens** im Wettlauf um die Produktivitätssteigerung verloren zu gehen drohten. Die Unwirtlichkeit der Industriestädte sei eine unausweichliche Folge. Bildhaft formulierte Galbraith die Konsequenzen: Der letzte Wohlstandsbürger, im Verkehrsstau an Abgasdämpfen erstickend, werde vom vorletzten Bürger noch die frohe Nachricht erhalten, dass das Bruttosozialprodukt wieder um fünf Prozent gestiegen sei... Oder zynisch auf den Punkt gebracht: „**Glückauf!**“ – **auch wenn es abwärts geht.**

Das erinnert fatal an die „Dubai World“ von heute: Das Emirat Dubai, das in den letzten fünf Jahren sein **Wirtschaftswachstum verdreifacht** hat, jetzt auf 59 Milliarden Dollar Schulden sitzt und zahlungsunfähig wird. Nun – die 700 Turnierpferde des Scheichs werden deshalb nicht verhungern und der höchste Turm der Welt nicht zusammenbrechen. Aber wieder einmal wird deutlich, wie grenzwertig Wirtschaftswunder und Wirtschaftskrise sind, wenn Maßlosigkeit regiert. **Da wird der Wahnsinn zum Wahnwitz** und der Turmbau zu Babel lässt auch im 21. Jahrhundert grüßen.

Nein, so kann es nicht weitergehen. Die Diskussion um den „Wohlstand im 21. Jahrhundert“ darf nicht mit Bertolt Brechts Epilog vom „Guten Menschen von Sezuan“ enden: „Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! Es muss ein Guter da sein, muss, muss, muss!“ Mein Schluss lautet: Wirtschaft und Politik werden sich in den früh industrialisierten Ländern auf ökonomische und soziale Probleme wie seit über dreißig Jahren nicht mehr einstellen müssen: Der materielle Wohlstand sinkt auf breiter Ebene. **Die Menschen werden ärmer – aber nicht unglücklicher.** Denn ihr Wohlstandsdenken verändert sich. Die bloße Lebensstandardsteigerung hört auf, das erstrebenswerteste Ziel im Leben zu sein.

Eine **neue Kultur des sozialen Wohlergehens** zeichnet sich in Konturen für die Zukunft ab, die sich nicht mehr nur von dem Versprechen „Wachstum. Wachstum. Wachstum“ blenden lässt. Dazu gehört auch ein Bewusstseinswandel von den Waren zu den wahren Werten mit veränderten Lebenszielen und Lebensstilen, was zur Folge hat, weniger Güter zu besitzen und doch besser zu leben. Also: **Gut leben statt viel haben!** Und so schließe ich mit den Worten: Machen Sie's gut! Und: Leben Sie wohl!

#### Grundlagenliteratur

- Brockhaus Enzyklopädie*: Bd. 22, Wiesbaden 1999  
*Club of Rome*: Die Grenzen des Wachstums, Stuttgart 1972  
*Club of Rome (Hrsg.)*: Die globale Revolution („The First Global Revolution“, 1991), In: Spiegel Spezial 2, Hamburg 1991  
*Fromm, E.*: Der moderne Mensch und seine Zukunft, Frankfurt/M. 1960  
*Handy, Ch.*: Die anständige Gesellschaft („The Hungry Spirit. Beyond Capitalism - The Quest for Purpose in the Modern World“, 1997), München 1998  
*Huntington, S.P.*: Der Kampf der Kulturen („The clash of civilizations“, 1996), München-Wien 1996  
*Layard, R.*: Die glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft, Frankfurt/M. 2005  
*Miegel, M.*: Epochenwende. Gewinnt der Westen die Zukunft?, Berlin 2005  
*Opaschowski, H.W.*: Deutschland 2030. Wie wir in Zukunft leben, Gütersloh 2008 (2. Aufl. 2009)  
*Opaschowski, H.W.*: Wohlstand neu denken. Wie die nächste Generation leben wird, Gütersloh 2009  
*Prognos AG (Hrsg.)*: Engagementatlas 2009, Berlin 2008  
*Riesman, D.*: Wohlstand wofür? (1957). In: Ders.: Wohlstand wofür? („Abundance for what?“, 1964), Frankfurt/M. 1966  
*Rifkin, J.*: Access. Das Verschwinden des Eigentums („The Age of Access“, 2000), Frankfurt/M. 2000  
*Sachverständigenrat (Hrsg.)*: Die Zukunft nicht aufs Spiel setzen (Jahresgutachten 2009/10), Berlin November 2009  
*Scitovsky, T.*: Psychologie des Wohlstands („The Joyless Economy“, 1976), Frankfurt/M.-New York 1977  
*Schulze, G.*: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M. 1993.